

Lars Comino

Eli oder Die Halbwertszeit des Lebens

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-89969-206-8

Copyright © 2017 by PRINCIPAL Verlag, Münster/Westf.
Umschlagbild: © Maresa Wichmann

www.principal.de
Alle Rechte vorbehalten
Printed in Germany

Lars Comino

Eli

oder

Die Halbwertszeit des Lebens



PRINCIPAL VERLAG

Your eyes seek conclusion in all this confusion of mine
Though you and I both know it's only the warm glow of wine
That's got you to feeling this way
Townes Van Zandt (Be here to love me)

ELI, DIE EIGENTLICH ELISABETH HEISST

EXPOSITION

BE HERE TO LOVE ME

Ich kann mich nicht mehr genau daran erinnern, wer oder was mich auf die Idee brachte, im November 1996 von Münster nach Stuttgart beziehungsweise in das kleine Örtchen Schorndorf zu reisen, um mir ein Konzert von Townes Van Zandt anzuschauen. Ich kannte nur eine Handvoll Songs und die gefielen mir nicht einmal besonders. Townes war schlecht drauf, sturzbetrunken und torkelte mehr auf die Bühne, als dass er ging. Er knödelte seine Songs eher und Gesang und Gitarrenspiel waren oft um entscheidende Millisekunden versetzt, so wie bei einem schlecht synchronisierten Film. Ich hatte manchmal Angst, er könne von dem Stühlchen fallen, auf dem er saß und sich dabei an seine Gitarre klammerte. Von Fingerpicking konnte keine Rede mehr sein, aber dennoch war ich fasziniert von der Magie seiner Musik. Als er einige Wochen später starb, erfuhr ich es durch Zufall in dem Plattenladen, in dem ich damals viel Zeit verbrachte.

Jetzt sitze ich in meinem Zimmer und lege mit zitternden Fingern die DVD in den geliehenen DVD-Player ein. ›Be here to love me‹ heißt die Dokumentation über Townes' Leben. Den DVD-Player habe ich von einer Arbeitskollegin geliehen. Immerhin habe ich einen eigenen Fernseher, denke ich, als ich das alte Schrottding mitsamt seiner Kartonage vom Speicher hole. Im Grunde bin ich ein Buddhist, denke ich, als ich meine Wohnungstür aufziehe. Den letzten Umzug habe ich mit einem Kombi gemacht. Ich besitze kaum etwas und selbst das wenige, das ich besitze, stört mich manchmal.

Buddhist, was für ein Blödsinn! Das habe ich mir eingeredet, als ich im Alter von 15 Jahren Siddharta gelesen habe. Im Grunde sollte Hesse als Schullektüre verboten werden. Kommt man nur auf falsche Gedanken. Warum eigentlich?

Als der Film beginnt, ärgere ich mich zunächst, dass mein Fernseher einen geschätzten Durchmesser von 25 Zentimeter hat.

Drei Stunden und einige Bier später habe ich den Film zweimal gesehen. Es überrascht mich, dass ich noch immer Angst vor Menschen habe, die kein Gespür dafür haben, dass andere Menschen an ihrem Leben leiden wie an einer tödlichen Krankheit, dass manche nur auf einem Grat wandern, von dem sie jederzeit abzustürzen drohen, dass es für sie eine Überwindung ist, jeden Tag aufs Neue aufzustehen, und möglicherweise eine große Anstrengung, ihren Alltag zu meistern. Wer das nicht sieht, ist nur halb, denke ich. Die Frage ist, ob es schlimm wäre, nur halb zu sein?

Der beste Satz im Film ist vielleicht die Antwort von Townes auf die Frage, warum seine Songs alle so traurig wären. Nicht alle, meint er, einige sind traurig, der Rest hoffnungslos. So wie das Leben eben.

Dem kann man nichts hinzufügen, denke ich, als ich die Decke über meinen Kopf ziehe und versuche zu schlafen.

Der nächste Morgen ist wie ein Tritt in die Magengrube. Meine Nase ist dicht, meine Kehle trocken und rau und meine Stirnhöhlen sind ein Desaster. »Woher kommt denn das schon wieder?«, fluche ich, während ich die Nummer meines Arbeitgebers wähle, der nicht zufrieden sein wird, dass ich krank bin, da wir derzeit ein Projekt haben, das zeitgerecht abgeschlossen werden muss. Cäsar wird nicht zufrieden sein, nein, er wird überhaupt nicht zufrieden sein, denke ich, aber zum Glück ist der Chef gerade nicht da und

die Sekretärin sagt, sie richte es ihm aus. Ob sie nachher vorbeikommen solle, fragt sie, mir einen Tee machen oder so. Ich reagiere unwirsch und überlege was sie mit dem Nachsatz ›oder so‹ gemeint haben könnte. Eine frisch zubereitete Hühnerbrühe wohl nicht, die braucht Stunden und die hätte ich auch nicht abgelehnt, aber wer kann so was heutzutage schon noch. Wenn eine sexuelle Komponente in dem ›oder so‹ gesteckt haben sollte, ist es sicher besser, nicht darauf eingegangen zu sein. Ich verstehe nicht, warum die Leute immer Dinge verändern wollen, ein Arbeitsplatzflirt heißt so, weil er sich am Arbeitsplatz abspielt, jegliche Versuche, diese Beziehung auf ein privates Niveau herabzuziehen, sind mir zuwider und schrecken mich fürchterlich. Und das alles nach so kurzer Zeit.

Dass ich nun in Hannover sitze, das seine Existenzberechtigung nur aus der guten verkehrstechnischen Nord-Süd-Verbindung zieht, habe ich meinem Chef zu verdanken, der den Hauptsitz unserer Agentur nach Hannover verlegt hat und die Leitung des Kölner Sitzes irgend so einem Dulli übertragen hat, der das Ding dann in ein, zwei Jahren an die Wand fahren wird. Grund für den Umzug seien private Gründe, hat er gesagt und ist dabei einfach über die Tatsache hinweggegangen, dass es durchaus private Gründe seiner Mitarbeiter geben könne, die dem entgegenstehen. War aber bei mir nicht so, schlimmer als Köln ist Hannover eigentlich auch nicht, eher auf dem gleichen schäbigen Niveau.

Wieso trauert man jeder verpatzten Gelegenheit hinterher, die nicht einmal eine war, und stößt alles, was sich von selbst ergibt, von sich? Weil man das, was sich von selbst ergibt, nicht genießen kann? Ich erinnere mich, wie ich neulich durch den Park spazieren ging, und ich ging an dieser Frau vorbei, die auf einer Bank saß und las. Was berührte mich so? Ich weiß es nicht. Dass sie im Herbst auf einer Bank sitzt und liest? Wohl kaum. Was sie las? Ich habe es

nicht gesehen, am Ende war es ein Buch von Danielle Steel oder Utta Danella, man weiß es nicht. Ihr konzentrierter Gesichtsausdruck? Ich weiß nicht, ob es für jemanden spricht, wenn er sich beim Lesen allzu sehr konzentrieren muss. Weckte sie eine Erinnerung in mir, eine Sehnsucht, die ich lange nicht mehr gefühlt hatte? Wenn ja, welche? Ich weiß nur, dass meine Beine etwas schneller gingen, weil ich Angst hatte, sie könne meine interessierten Blicke bemerken. Ich wunderte mich, dass ich sonst über jede Scham erhaben bin, aber manchmal fühle ich mich verwundbar, verletzlich und so, als könne ich nicht genügen. Wem oder was auch immer. Ich kam mir fürchterlich lächerlich vor, als ich fünfhundert Meter weiter gestenreich den Eindruck machte, ich hätte etwas vergessen und müsse noch einmal zurück. Es war niemand da, der meine Gesten beobachtet hätte. Als ich um die Kurve kam, hinter der die Bank war, sah ich, dass sie fort war. Ich gefiel mir in der scheinbaren Tragik dessen, der es noch immer nicht gelernt hat zu handeln, wenn er glaubt, es könne Sinn haben.

TAGE UND NÄCHTE

Wieder einer dieser schwachsinnigen Tage. Vor mir sitzen 50 Leute, die gekommen sind, um anzuhören, was ich zu sagen habe. Darüber, was unsere Agentur leistet, wenn sie uns den Auftrag erteilen, um für eines ihrer Produkte ein Design oder eine Werbeanzeige zu erstellen. Lächeln, Lars, ermahne ich mich immer. Ich bin für diesen Job nicht geeignet, habe das Gefühl, meine Seele verkauft zu haben. Mir gehen die Produkte dieser Leute sonst wo vorbei, vor allem aber lehne ich ab, dass das Ziel meiner Arbeit ist, anderen zu helfen, den Leuten noch mehr Geld aus der Tasche zu ziehen. Diesmal geht es um ein neues Produkt einer Keksfirma, die – ganz originell – mal ein neues Produkt auf dem Markt platzieren wollen, ihren ollen Keks mit Schokolade überzogen. Dafür Reklame zu machen, ist dann intellektuell ja doch recht anspruchsvoll, denke ich.

Es ist mein Handeln, nicht mein Denken, was andere an mir wahrnehmen und für das sie mich schätzen oder ablehnen. Es sind meine Worte, die sie mit mir in Verbindung bringen, die Worte, die ich in solchen Situationen über meine Lippen lasse, nicht die Worte, die heimlich in meinen Hirnwindungen kreisen und die ich selbst für mein Ich halte. Wenn ich dann beim Kaffee stehe und mich lächelnd unterhalte, nehme ich manchmal die misstrauischen Blicke wahr, ich fürchte, mein Gesicht kann nicht ganz die Ablehnung verheimlichen, die ich dieser Welt entgegenbringe. Aber es ist diese Welt, die mir mein Brot zahlt, und nicht meine Gedankenwelt. Und dennoch wünsche ich mir, dass es Menschen gibt, die die Welt in meinem Kopf kennen und die nicht an die Worte glauben, die ich öffentlich präsentiere. Und dann sehe ich im Auditorium gelegentlich den abschweifenden Blick von jemandem, der meinen wohlgewählten Worten nicht folgt, der nicht über den einstudierten,

scheinbar spontan entstandenen Witz lacht, der wieder einmal seine Wirkung in beifälligem Lachen zeigt. Manchmal glaube ich dann, das ist jemand, der aus dem gleichen Holz geschnitzt ist wie ich selbst. Aber wenn ich später im persönlichen Gespräch vorsichtig meine vorangegangenen Worte relativiere, stoße ich doch auf Unverständnis und bin enttäuscht.

Das Bittere ist wohl, dass ich für das geschätzt werde, was ich am besten kann, dass ich genau das aber innerlich ablehne. Der Wunsch, ich wäre besser ausgestattet mit Dingen, die mich dazu befähigen würden, das zu leben, was ich wünsche. Was auch immer das ist. Wenn es das überhaupt gibt. Vermutlich war ich immer zu träge, meine Fähigkeiten auszubilden, wenn ich nicht musste.

Ich habe mir angewöhnt, meine Arbeitstage früh zu beginnen und früh zu beenden. Gelegentlich, wenn viel zu tun ist, arbeite ich dann über einen gewissen Zeitraum nachts noch wie ein Besessener, bis mein Kopf auf die Platte des Tisches sinkt. Seit ich neulich durch den Park ging und diese Frau auf der Bank sah, schlendere ich täglich nach der Arbeit durch die belebten Straßen zum Park, wo mich eine nur mäßig vom Lärm der Stadt gestörte Ruhe empfängt. Täglich gehe ich durch den Park, lüge mir vor, ich warte darauf, sie wiederzusehen und werde sie beim nächsten Mal ansprechen.

Wenn ich ehrlich zu mir bin, und wenn ich das bin, lache ich immer lautlos über mich selbst, ein wenig amüsiert, ein wenig angeekelt, dann wird mir bewusst, dass ich etwas anderes suche, nicht irgendeine Frau, die auf einer Parkbank sitzt und ein Buch liest, ich suche nach Teilen von mir, die in den vergangenen Jahren auf der Strecke geblieben sind. Diese Teile meiner Persönlichkeit, die ich nur selten besaß und die mir dann immer so wichtig waren, die mir die Fähigkeit zur Ruhe und zum Müßiggang gaben. Wer

geht heute noch müßig? Wer verwendet das Wort noch? Was mir fehlt, ist das Gefühl, etwas Sinnvolles zu tun, wenn ich nichts tue.

Natürlich sehe ich diese Frau nicht wieder, aber sie gibt mir die Möglichkeit, mich selbst zu belügen, müßigzugehen, durch den Park zu schlendern und dabei das Gefühl, ein Ziel vor Augen zu haben. Diese Fixierung auf Ziele. Mit Interesse beobachte ich, dass der Park seine eigene kleine Gemeinschaft hat, die aus Individuen besteht, die alle zu ihrer bestimmten Tageszeit durch den Park laufen, joggen, spazieren gehen und ihre Hunde ausführen. Die meisten sind allein unterwegs.

Fast täglich sehe ich eine junge Frau, die mehrere Runden durch den Park läuft, manchmal überholt sie mich, manchmal kommt sie mir entgegen. Es ist für mich inzwischen ein Spiel geworden: Kurz nach dem Eingang in den Park lege ich fest, in welcher Richtung ich heute gehe und bin dann gespannt, in welcher Richtung sie läuft. Ich schließe innerlich mit mir eine Wette ab und freue mich, wenn ich richtig lag. Wie immer, wenn ich mich auf ein gedankliches Spiel eingelassen habe, nimmt es großen Raum in mir ein.

Nach ein paar Tagen habe ich wieder angefangen, Eintragungen in mein kleines Notizbuch zu machen, um festzustellen, ob es eine Regelmäßigkeit in ihrer Laufrichtung gibt und ob es bestimmte Tage gibt, an denen sie nicht läuft, es ist dann jedes Mal eine kleine Enttäuschung, wenn ich nach zwei Runden den Weg nach Hause antrete, ohne sie gesehen zu haben. Wenn sie an mir vorbeikommt, habe ich Angst, dass sie sieht, dass sie mich in meinen Gedanken beschäftigt, deshalb senke ich meist den Blick, obwohl ich fasziniert bin, wie sich ihr hübsches Gesicht ändert, wenn sie ihre Runden läuft. Am Anfang, wenn ich ihr das erste Mal begegne, sieht sie aus wie aus dem Ei gepellt, alles an

ihr ist perfekt und sie bemüht sich, sich die Anstrengung nicht anmerken zu lassen. Eine Schauspielerin, denke ich, und überlege jedes Mal, wie ihr ihre Performance heute gelungen ist. Sie liebt ihre Fassade, denke ich, was in ihr vorgeht, gibt sie nicht preis. Später dann, wenn ich ihr ein zweites oder drittes Mal begegne und ihr der Schweiß in Perlen auf der Stirn steht oder in kleinen Windungen ihre zarte Gesichtshaut und weiter über ihren Körper rinnt, lächelt sie ein Lächeln, das ich nicht verstehe, das ehrlicher als der konzentrierte Gesichtsausdruck vom Anfang ist, aber so entrückt wirkt, dass ich mich traue, ihr offener ins Gesicht zu sehen, weil ich glaube, dass sie dann weniger um sich herum wahrnimmt. In ihrer Selbstvergessenheit ist sie wunderschön.

Wenn ich dann mein Notizbuch herauskrame, um etwas einzutragen, drehe ich mich noch einmal um, sehe, wie sie davontrabt.

Am Abend, wenn ich im Bett liege, weiß ich, dass ich morgen nach dem Aufstehen in dasselbe Gesicht sehen werde, das ich beim Zähneputzen gerade eben noch erblickt habe. Der Dreitagebart, in dem zwei vereinzelt graue Haare wachsen. Die Falten in den Augenwinkeln. Die Mundwinkel, die viel zu selten nach oben wandern dürfen. Die Haut, die viel zu selten berührt wird. Die Tatsache, dass ich jeden Tag dabei ein wenig älter werde, lässt mein Herz für einen Schlag schmerzhaft zusammenziehen, danach bin ich bereit für die Nacht.

PLATANE

Draußen vor der Tür sitzt ein Mann. Wenn ich aus meinem Fenster im zweiten Stock schaue, und das tue ich oft, wenn mir langweilig ist, sehe ich, wie er im Eingang eines verlassenen Gebäudes auf dem Boden sitzt. Er sieht älter aus, als er ist. Vielleicht hat er aber auch schon das Alter meines Vaters. An ihm vorbei ziehen die Leute, ohne ihn eines Blickes zu würdigen. Manchmal treten sie einen Schritt beiseite, vielleicht aus Angst oder Ekel, manchmal scheint jemand ihn zu beschimpfen. Keiner bleibt stehen, um zu fragen, wie es ihm geht oder ob er Hilfe braucht. Auch ich beobachte ihn nur aus meiner schönen warmen Wohnung. Ich stelle mir vor, er hätte den gleichen Jahrgang wie mein Vater, stelle mir vor, dass sie sich kannten, vielleicht als Kinder, vielleicht als Studenten. Sie mochten einander oder sie mochten einander nicht, was macht das schon für einen Unterschied? Ich frage mich, ob er gelegentlich in den Gedanken meines Vaters auftaucht, so wie in meinen Gedanken oft die vergangenen Menschen, die man einmal sah oder kannte, auftauchen, ohne dass man etwas darüber weiß, was für ein Leben sie heute führen, ob sie ein Leben führen, ob sie überhaupt noch leben. Sind die gelobte Flexibilität, die ungehemmte Mobilität und die Fähigkeit zur uneingeschränkten Kommunikation Schuld daran, dass wir mit höherer Frequenz, aber niedrigerer Intensität den anderen begegnen? Kann schon sein, denke ich, vielleicht überfordert das moderne Leben.

Ich habe mir freigenommen heute. Zum Glück habe ich keine allzu sehr geregelten Arbeitszeiten, keine bestimmte Anzahl an Urlaubstagen, weil ich, solange ich gute Leistung bringe, eine gewisse Narrenfreiheit genieße. Es heißt, ich sei schwierig und kompliziert, menschlich oft nicht zu ertragen, aber eben gut. Damit rechtfertigt man, dass ich mir gelegentlich Dinge erlauben kann, die andere vielleicht nicht dürfen.

Als ich mit der Tasse Tee aus der Küche in mein Zimmer trete, diesmal nur flüchtig aus dem Fenster sehe, steht ein Krankenwagen auf der Straße. Ratlos und etwas verärgert stehen die Sanitäter vor dem leblosen Körper des Mannes, der in der gleichen Position da sitzt, wie ich ihn gestern Abend gesehen habe. Vielleicht ist er erfroren, denke ich. Ich nehme meine Teilnahmslosigkeit wahr, das Gefühl der Schuld tritt nicht ein. Mein Vater erzählte uns früher immer, als Kind habe er eine Sendung im Radio gehört, die hieß ›Du bist mitverantwortlich.‹ Heute hat der Begriff Verantwortung den der Schuld ersetzt. Wer Schuld auf sich lädt, denke ich, deklamiert, er nehme die Verantwortung auf sich, obwohl er genau das nicht tut. Ich nehme einen Schluck Tee und setze mich hin.

Als ich heute durch den Park gehe, in stiller Vorfreude auf die sekundenlange Begegnung mit der Läuferin, stelle ich mir vor, sie könne plötzlich nie mehr kommen. Wenn man einen Toten sieht, beginnt man immer in größeren Kategorien zu denken: nie mehr. Warum sollte sie nie mehr in den Park kommen zum Laufen? Blödsinn, Lars, natürlich kommt sie. Und dennoch erfasst mich eine Angst, die ich mir nicht erklären kann. Um wen geht es denn da? Um sie? Wohl eher nicht, denn ich kenne sie ja gar nicht. Geht es um mich? Wovor habe ich denn Angst? Vor welcher Art von Verlust? Einen Teil meines Alltags zu verlieren, den Teil des Alltags, mit dem sich meine Gedanken zurzeit am meisten auseinandersetzen? Vielleicht ist mein Leben eine derartige Sackgasse, dass ich mich an die kurze Begegnung mit der Läuferin klammere, um nicht zu erkennen, wo ich wirklich stehe.

Die Welt zergeht in stiller Trauer über sich selbst, denke ich lächelnd. Viele meiner Gedanken sind unausgegoren, weil ich sie irgendwann mal gedacht habe, vielleicht aufgeschrieben, aber nicht zu Ende gedacht.

Als ich sie dann endlich sehe, wie sie auf mich zutrabt, spüre ich eine Erleichterung, die in mir das Bedürfnis weckt, ihr dafür zu danken, dass sie fast jeden Tag zur selben Stunde mir das Vergnügen bereitet, sie ansehen zu dürfen. Was man ihr natürlich nicht sagen kann, denn vermutlich hat sie mich bisher nicht einmal wahrgenommen. Es verrinnen die Sekunden, bis ich ihr wieder begegne. Diesmal verlangsamte sie, nachdem sie an mir vorbeigekommen ist. Wie immer drehe ich mich einige Sekunden später um, meine Augen suchen für einen Moment den Weg hinter mir ab, dann sehe ich, wie sie neben dem Weg an einen Baum gelehnt steht. Ich glaube, es ist ein Ahornbaum, aber ich bezeichne alle Bäume, die mir gefallen, immer als Platane, weil ich finde, dass der Name Platane so viel Poesie enthält.

Wie sie da steht. Ihr unregelmäßiger, schneller Atem, die Wölkchen, die aus ihrem Mund fliegen und sich verlieren, wenn sie zu lange da steht, wird ihr kalt werden. Ich denke, vielleicht wartet sie auf etwas, vielleicht geht es ihr nicht gut, vielleicht wird sie nie mehr so kurz hinter mir stehen bleiben. Ich gehe zu ihr. Ich bin unsicher und mir bewusst, dass ich dann immer wie ein Stock gehe und stehe. In den Anfangstagen, als ich begann, Vorträge zu halten, musste ich gelegentlich auf Seminare, wo wir beim Gespräch oder beim Vortrag gefilmt wurden, ich war dann immer erstaunt, dass ich in solchen Situationen kerzengerade stehe, steif wie ein Stock. Im Gespräch stelle ich gelegentlich einen Fuß nach vorn, eine Eigenschaft, die von den anderen Seminarteilnehmern immer bespöttelt wurde, da kommt Lars, die Prima ballerina. Es nützt nichts, sich vorzunehmen, es anders zu machen, es ist ein Teil von mir.

Während ich auf sie zugehe, schaut sie in die Ferne, aber ich habe das Gefühl, sie hat mich gesehen und wird nicht,

kurz bevor ich bei ihr angekommen bin, weiterlaufen. Vielleicht wartet sie auf mich, überlege ich, aber es erscheint mir absurd.

»Ich sehe dich jeden Tag«, sage ich, als ich bei ihr angekommen bin.

Sie schaut mich an, der Schweiß in ihrem Gesicht ist durch die Pause zum Teil getrocknet. Ich stelle mir vor, dass sie friert. Am Rücken ist es immer am schlimmsten. Sie denkt nach, ich warte auf ihre Reaktion.

»Ich sehe dich auch jeden Tag«, erwidert sie.

»Wirst du auch in Zukunft kommen? Ich meine, du ziehst nicht weg oder so was?«

»Nein, also ja.«

»Dann ist gut, ich hatte irgendwie so ein Gefühl.«

Sie lächelt. »Wie heißt du?«

»Lars.«

»Ich heiße Elisabeth.«

»Elisabeth«, wiederhole ich leise und versuche den Klang ihres Namens zu schmecken. Zum ersten Mal bekommt das Wort für mich ein Gesicht, eine Form, einen Körper, eine Gestalt.

»Gut«, sage ich, »dann sehen wir uns morgen wieder, Elisabeth.«

Sie nickt etwas irritiert, ich drehe mich um und setze meinen Weg fort. Langsam, um mir nicht meine innere Bewegung anmerken zu lassen.